

bereits vergeblich bei Ihnen; sie wurden an der Tür abgewiesen. Entschuldigen Sie daher, wenn ich hier die gute Gelegenheit wahrnehme, Sie an die Begleichung Ihrer Schuld von 254 Mk. zu erinnern. Gottfried Prochowsky, Moded-Salon."

An der Grenze.

Von St. Adolf.

(Nachdruck verboten.)

Heute ist Tapolung eine Ruine. Nur ein paar Mauern stehen noch, die der Feu und der wilde Wein, welcher sich an ihnen hinaufschlingt, zusammenhält, sonst hätten Wind und Regen auch diesen letzten Rest des Herrenhauses der Genethys längst dem Erdboden gleich gemacht. Es ist keine da, der sich darum annimmt oder ein Interesse daran hat, das alte Bauwerk zu erhalten. Die Genethys sind längst ausgestorben. Ihr letzter männlicher Sproß war Michael. Von ihm und seiner Tochter Klona will ich erzählen. Damals, als Michael Genethy auf seinem Hofe saß oder auf seinem Schloß, wie man zu jener Zeit zu sagen pflegte, gehörte das Land jenseits des Flusses noch den Türken. Es war nicht mehr die große Zeit des Muselmanischen Glanzes, wo die fanatisierten Sordas bis Osten vordrangen und den Halbmond auf die alte Königsburg pflanzten. Schon begann das schlechende Uebel in den Adern des großen Erbes, das schlechende Uebel, welches den gefährlichsten Gegner von einst zum Kranken Mann Europas gemacht hat. Aber das deutsche Reich — und Ungarn als habsburgischer Besitz — gehörte damals sozusagen auch zu Deutschland — war selbst viel zu schwach und elend, um die beginnende Schwäche des andern ausnützen zu können. So lebten Abendland und Morgenland nebeneinander, schlecht und recht, so gut es eben ging, und wenn gelegentlich bei irgend einem Streit Flintenkugeln gedehelt oder Messerstücke ausgeteilt wurden, so regte sich kein Mensch über derartige kleine Zwischenfälle auf.

Zwischen Genethy und dem Pascha, der drüben jenseits des Flusses saß, die Bauern ausfaugte und im übrigen im Namen des Padi-schah alles gehen ließ, wie es ging, kam es so-gar zu einer Art freundschaftlichen Verkehrs. Nicht etwa, daß der Pascha es gewagt hätte, den Fluß zu überqueren und im Schloß vor-zusprechen. Zwar Genethy war viel zu viel Ungar und Edelmann, als daß er die Gebote der Höflichkeit und Gastfreundschaft verlegt hätte. Von dieser Seite war nichts zu befürchten, desto-mehr aber von den Bauern, die am Flußufer saßen. Das waren meist Flüchtlinge von drü-ven, welche die türkische Härte oder die Furcht vor Strafe wegen irgend eines Vergehens auf ungarischen Boden geführt hatte. Die hätten sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, mit dem verhassten Pascha abzurechnen. Dabei ver-diente Ali Mahmud für seine Person gar nicht einen so glühenden Haß. Er war an und für sich ein gutmütiger Mensch und eher besser als alle seine Vorgänger. Das machte vielleicht der Umstand, daß er noch sehr jung war. Man erzählte sich, er habe daheim tolle Streiche ver-übt, und sein Vater, der beim Sultan hoch in Gunst stehe, habe es durchgesehen, daß der Sohn sozusagen zur Strafe hierher an die Grenze des Reiches geschickt wurde.

Eines Tages sah Ali Mahmud die schöne Klona Genethy, die jenseits des Flusses mit ihrem Falten auf Reiter jagte. Seitdem liebte er sie. Er bestellte einen eigenen Wärter, der ihn benachrichtigen mußte, wenn das Fräulein sich zeigte. Dann erschien auch er sofort, zu-meist auf seinem feurigen Araberhengst, seitdem er bemerkt hatte, daß das schöne Tier oder seine Reiterkinnstige Alonas Aufmerksamkeit erregt hat-ten. Seine schwarzen glänzenden Augen reden über den trennenden Fluß hinweg eine be-rechte Sprache, der sich Klona nicht zu entziehen vermochte. Von Tag zu Tag wurde sie kühler und abstoßender gegen Georg Bathy, der täg-lich drei Stunden weit hergeritten kam, um ihr eine Blume oder eine seltene Frucht zu über-bringen. Georg Bathy war es auch, der sie zu dem entscheidenden Schritt trieb, dadurch, daß er bei dem Vater um ihre Hand anhielt. Mit tausend Freuden bewilligte Genethy dem andern die Witte. Alonas Sträuben nahm er nicht sehr ernst. Das waren so Weiberfächen, die mit dazu gehörten. Schließlich war sie ja doch froh, einen Keel, wie Georg Bathy, zu bekommen.

In der Nacht sandte Klona einen Boten mit einem Brief über den Fluß hinüber. Sie schrieb dem Pascha, daß der Vater sie verheiraten wolle, daß sie aber dem andern keine Treue schwören könne, weil sie ihn liebe. Wenn er, Ali Mahmud, ihr schwöre, daß er niemals eine andere zu seinem Weibe mache neben ihr, wie es ihm sein Glaube gestatte, dann wolle sie sein Weib werden und sogar seinen Glauben annehmen.

In der nächsten Nacht kam Ali Mahmud trotz der drohenden Flinten über den Fluß, er schwor den gewünschten Eid und nahm Klona mit sich. Das Paar fand es geraten, nicht so nahe an der Grenze zu bleiben, sondern sich tiefer ins Land zurückzuziehen. Dort verlebten sie selbige Wochen, nachdem Klona ihren Glauben abgeschworen und Ali Mahmuds Weib ge-worden war.

Als die Stunde von dem Geschehnis sich verbreitete, strömten die Geschlechter von überall her auf Genethys Schloß zusammen. Niemand kam allein, jeder brachte ein paar Mannen mit, die bis an die Zähne bewaffnet waren. Georg Bathy kam mit der ganzen Sippe und über 300 Knechten. Die Bauern in den Uferdörfern pflühten die Flinten, sangen kriegerische Lieder und schossen doppelt so häufig als sonst über das Wasser hinüber auf jeden Turbanträger, der sich sehen ließ.

Aber es wurde nichts aus dem Kriegszug. Der alte Genethy selbst verhinderte es. Klona sei freiwillig gegangen, sie sei es nicht wert, daß ihrthalben auch nur ein Tropfen Ungarblut vergossen würde. Das ließ er auch dem Pascha sagen durch einen eigenen Boten, mit dem Bemerkten, er und seine Frau könnten ruhig zu-rückkehren, es würde ihnen kein Haar gekrümmt. Die andern gaben sich alle Mühe, Genethy um-zustimmen. Vergebens. Und als acht Tage um waren, kündigte er seinen Gästen an, daß der Beinteller leer sei und die Speisekammer nicht viel voller und daß er bei aller Gast-freundschaft einen so zahlreichen Besuch auf die Dauer nicht beherbergen könne. Da zogen sie alle wieder heim, auch Georg Bathy mit seiner Sippe, und um Tapolung wurde es still und ruhig wie vorher.

Zwei Jahre vergingen oder drei, da klopfte es eines nachts an Georg Bathys Tür. Es war Klona, stolz und schön, wie früher, viel-leicht noch schöner. Am ganzen Körper vor Aufregung zitternd, führte er sie in die Stube, wo ein Duzend Edelleute beim Weine saßen. Denn seit Alonas Flucht hatte der früher so stille und ruhige Georg Bathy sich dem Trunt und Spiel ergeben.

Niemand fragte Klona nach dem Woher und Wohin. Man brachte Speise und Trank und

Klona Bathy lebte noch lange. Sie hatte drei Söhne, deren einer vor Wien starb, als das Heer Solimans von den Deutschen und Po-len vernichtet wurde. Sie selbst erlebte es noch, daß die Türken über die Donau zurückgejagt wurden und daß Prinz Eugen die kaiserliche Flagge auf den Zinnen Belgrads aufpflanzte.

Merkwürdige Schiffsunfälle.

Zuweilen kommen im Leben des Seemanns ganz undvorhergesehene Situationen vor, Fälle, die wirklich einzig in ihrer Art dastehen. So lief im Jahre 1886 der Dampfer „Tangier“ auf der Heimreise von Madras nach London teils infolge Maschinendefektes, teils durch Schuld der mangelhaften Seelarten an der Küste Indiens auf eine Untiefe. Die Ladung bestand aus Eisenmaterial und 3000 Paß Kastorölsamen, sowie verschiedenen anderen Artikeln. Man wollte zunächst versuchen, ohne fremde Hilfe loszukom-men, und von Madras kam der Schiffsbaumeis-ter Lee, um nach dem Ufer zu sehen. Kaum war dieser in den Raum hinabgestiegen, so stürzte er bewußtlos zusammen, neben ihm stand der erste Steuermann; Kapitän Murton und der erste Ingenieur sprangen sogleich hinab. In demselben Augenblick wurde auch der Steuermann ohn-mächtig, und während der Ingenieur nach einem

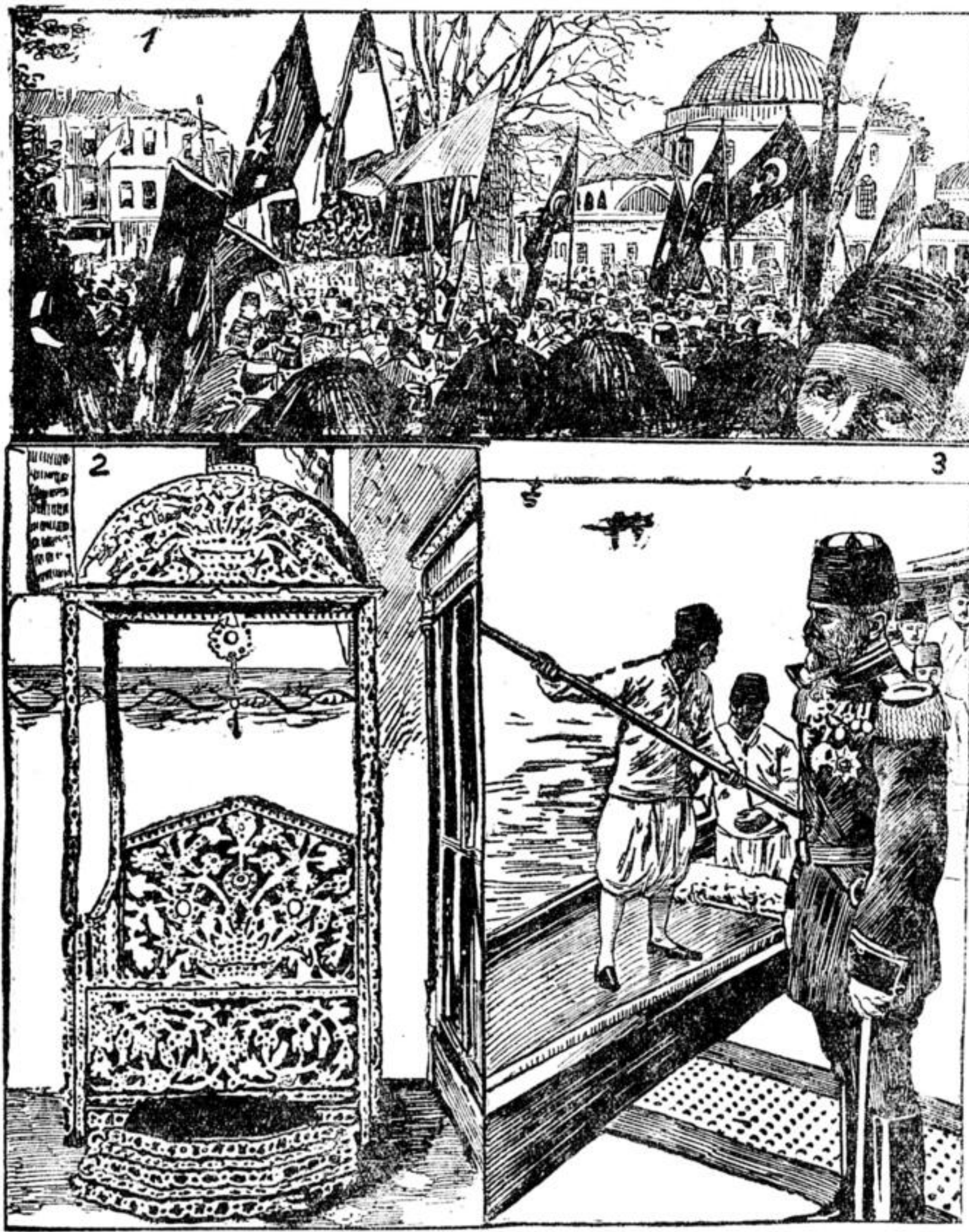
blieben, da sie durch Nahrungsmangel gänzlich erschöpft waren. Dann brachte sie ein Schoner nach Kaffau, der Hauptstadt der Bahamas. Das Merkwürdigste aber ist, daß es gelang, die „Martha“ zu retten; sie tut heute noch Dienst als Joll-tutter.

Auf ähnlich außerordentliche Weise entkam ein Dampfer „M o d a m“ dem scheinbar sicher-eren Untergange. Das Schiff befand sich im An-fang März 1902 im Hafen von St. Pierre. Blötzlich begann der schreckliche Ausbruch des Mont Pelee. Kapitän Freeman erzählte im „Wide World Magazine“, daß ihm das Schiff im ersten Augenblick zu fernem schien. Davor blieb es zwar bewahrt, war aber in wenig Augenblicken mit einer dichten Dede glühender Asche bedeckt. Die dicke Luft drang in die Lun-gen. Die beiden Offiziere des Dampfers starben fast augenblicklich, ebenso ein beträchtlicher Teil der Mannschaft. Glücklicherweise war Dampf in den Kesseln; der Kapitän ließ den Anker fahren und auch die ungeheure Flutwelle tat dem Schiff keinen ernstlichen Schaden, während mehrere an-dere auf das Ufer geworfen wurden. Für die Bedienung der Maschine war nur der erste In-genieur übrig; allmählich fanden sich noch ein halbes Duzend arbeitsfähiger Männer zusam-men. Die Hände des Kapitäns waren verbrannt, aber er steuerte mit den Armen weiter, während die Leute im Maschinenraume fast erstickten. Endlich gelang es dem Schiffe, aus dem Hafen herauszukommen, eine tüchtige Leistung für ein 15 Jahre altes Schiff von 2300 Tonnen. Freilich war es zunächst völlig hilflos, der Kompaß zerstört, die Steuerfeste kaum noch beweglich. Nur mit äußerster Mühe war es dem tapferen Kapitän möglich, St. Lucia zu erreichen, das einzige Schiff, das dem Schreckenshafen entrang.

Bermildertes.

* Sonderbares Eilgut. Aus Danzig wird der „W. Z.“ berichtet: Auf eine eigenartige Idee verfiel der im Kreise Karthaus beschäftigte Müllergeselle Korellus, dem es bei seinem Herrn nicht mehr gefiel. Er hatte es im Herzogtum Braunschweig als Hausdiener bei einem Pfarrer schon einmal besser gehabt, und so beschloß er, sich nach Braunschweig zurück-zubegeben. Für eine so weite Reise fehlte ihm aber das Geld. Er kam nun auf die Idee, die Reise in einer Kiste als Eilgut zu machen. Am Montag abend erschien er auf dem Bahnhof in Garth bei Karthaus, gab den Frachtbrief zu einer Kiste ab und beauftragte den Spediteur, am andern Morgen die Kiste abzuholen. Dies geschah auch. Bevor der Spediteur aber kam, stieg Korellus in die Kiste und verschloß sie von innen. Er hatte sich auch mit Lebensmitteln und Deden ausgerüstet und trat so als Eilgut wirklich die Reise nach dem Braunschweigischen an. Bis Dirschau ging die Sache ganz gut, auf dem dortigen Bahnhofe mußte die Kiste abes-umgeladen werden, und wurde vorübergehend in die Abfertigungsstelle gebracht. Als sie nun hier stand, kam ein kleines Hündchen, beschmupperte nach seiner Art die Kiste und begann ein gro-ßes Wutgeheul. Mag sein, daß er die Wurst ge-rochen hatte, die der Kistenreißende bei sich ver-stast hatte, oder daß es ein Lebewesen in der Kiste witterte. Jedenfalls wurde die Kiste daraufhin geöffnet, und der sonderbare Reisende mußte „aussteigen“, um vorläufig in das Ge-richtsgefängnis zu spazieren. Der Müllergeselle sagte aus, daß es ihm bis Dirschau ganz gut ergangen sei und daß er auch geglaubt habe, gut in Braunschweig anzukommen.

* „Gehste weg!“ Der Kaiser ist ge-wohnt, sehr rasch zu essen, und es muß ihm schnell serviert werden. Auch das gewöhnliche Diner soll nicht länger als eine Stunde wäh-ren. Und die an der Kgl. Tafel speisenden Gäste müssen sich dem notgedrungen anpassen! Dabei kommt es denn manchmal zu höchst er-götzlichen Szenen, denn manch einer kann die trübe Stimmung nicht ganz verheimlichen, die in seinem Gesicht zum Ausdruck kommt, wenn der Diener ihm den Teller gerade dann fort-nimmt, wenn es ihm am besten schmeckt. So war es dem verstorbenen Admiral D. häufig ergangen, den der Kaiser sowohl wegen seines wirklich hervorragenden Eigenschaften als See-mann, als aber auch wegen seiner echten, der-ben Seebärnatur schätzte. Als D. nun eines Tages wieder zum Kaiser geladen und bei ihm besonders gut munde dem Gange genötigt war, zu pauzieren, weil ihn der Kaiser mit einer In-sprache beehrte, wollte ihm der Diener gerade wieder den Teller fortnehmen. Aber diesmal war der Admiral auf der Hut! Kaltblütig gab er dem Diener mit den Worten: „Gehste weg!“ mit der Gabel einen festen Hieb auf die Finger. Der Kaiser, der den Vorgang bemerkte, soll sich vor Lachen geschüttelt haben, während der alte Seebär über die seinem Munde entklimpfen den Worte doch ein wenig bezaubert war.



1. Ein Demonstrationzug der Jungtürken. 2. Der Thron des Sultans. 3. General Mahmud Scheffer-Pascha gibt seine Ernennung zum Großwesir bekannt. Zu den Klimawälzungen in der Türkei.

Eine stimmungsvolle Siegesfeier hat man in Rom für die aus Tripolis zurückkehrenden Regimenter und Fahnen veranstaltet. Auf einer der historisch bedeutungsvollen Stätten der Welt, zu Füßen des Kapitols, wo sich das gewaltige Nationaldenkmal für Viktor Emanuel erhebt, wurden den Truppen, die aus ehrenvollen und siegreichen Kämpfen zurückkehrten, Fahnenbänder und Tapferkeitsmedaillen vom König überreicht, und inmitten einer freudig bewegten und begeis-terten Menge der nationale Tripolisfeldzug zum Abschluß gebracht.

Die bisherigen, schmerzlichen Erfahrungen der italienischen Kolonialpolitik sind nun verges-sen und wettgemacht. Der gerechte Stolz auf die Leistungen der italienischen Streitkräfte zu Wasser und Lande, die unter den erschwerten Um-ständen die Ehre der nationalen Flagge zu wahren wußten, geben dieser Siegesfeier ein ganz besonderes Gepräge, das auch von Italiens Genossen im Dreilundfreudig anerkannt wird.

Wie es und ließ den goldgelben Ungarwein in die Kefle rinnen, wie jemand, der schon tage-lang nicht gegessen und getrunken hat. Dann, als sie gestättigt war, fragte sie ohne Einlei-tung: „Georg Bathy, liebst Du mich noch?“ „Bei meinem Seiland, Klona Genethy, ich liebe Euch.“

„Willst Du mich zum Weibe nehmen?“ Statt zu antworten, stürzte er davon, und kam nach einer Viertelstunde mit dem Pfarrer wieder, den er aus den Federn geholt hatte. Klona schwur aufs neue dem Christentum Treue und Glauben, dann gab der Priester sie und Bathy fürs Leben zusammen.

Nach in derselben Nacht brach Bathy auf. Seine Juchgenossen begleiteten ihn und die zwei Duzend Kumpans, die er durch Boten hatte zu-sammentreiben lassen. Aber beim Morgen-grauen waren ihrer schon hundert und als sie auf flachen Rähnen den Fluß überschritten, war es schon ein ganzes Heer. Raubend und bren-nend nahm die Schar den Weg in das Fein-desland. Ali Mahmud, der sich keines Ueber-falles versehen hatte, wurde überrascht und Ge-org Bathy stieß ihn mit eigener Hand nieder. Sein Weib aber, die zweite, die er trotz seines Schwures ins Haus gebracht hatte, sandte er in sicherer Begleitung an Klona. Sie ließ ihr einen Stein um den Hals hängen und sie im Fluß erlösen, wie man dies mit jungen Sunden oder Skafen zu tun pflegt.

Seil rief, um die Kranken nach oben zu ziehen, machte der Kapitän ein paar unsichere Schritte nach der Leiter und fiel ebenfalls um, gleich darauf auch der Ingenieur. Es gelang der Mannschaft, die so seltsam erkrankten Offiziere an Deck zu schaffen, und nach eingehender Unter-suchung stellte sich die Lösung des Rätsels her-aus. Infolge des einströmenden Wassers war die Kastoröl-ladung verborben und hatte giftige Gase entwickelt, woraus natürlich niemand ge-spart war. Lee, Murton und ein eingeborener Mann waren tot, die andern konnten nach län-gemem Leiden wieder in Dienst treten.

Ein ganz eigenartiges Schicksal befiel den Regierungschoner „Martha“ im Golf. Im August 1904 befand sich das Boot mit 4 Mann Besatzung zwischen Florida und Kuba. Am 13. August erhob sich plötzlich bei völliger Windstille ein sogenannter Squall, eine unter den Seeleuten gefürchtete Erscheinung, und das Boot len-terte. Es gelang den Leuten, sich auf dem nach oben gelehten Kiel mit Hilfe von Tauern festzu-halten. Da das Meer schnell wieder ruhig wurde, gelang es, durch Tauchen Lebensmittel aus dem Innern des Schiffes zu holen. So trieben die Schiffbrüchigen acht Tage in der Gegend der Bahamas umher, wiederholt durch schwere Re-gengüsse gefährdet. Endlich gelang es ihnen, aus Holzstücken und Segeltuch ein gebrechliches Boot herzustellen, mit dessen Hilfe sie ein Riff der Bahamas erreichten, wo sie einige Tage

Dr. Thompson's Seifenpulver

(Marke Schwan)

in Verbindung mit dem modernen Bleichmittel Seifix gibt durch ein-maliges vierstündiges Kochen schneeweiße Wäsche, wie auf dem Rasen gebleicht. — Machen Sie einen Versuch!

„Seifix“ bleicht fix!